

Finkelhor, D., & Dziuba-Leatherman, J. (1995). Victimization prevention programs: An American survey of children's exposure and reactions. In B. Marguardt-Mau, (Ed.), Prevention of Child Sexual Abuse (p 87-112). Germany: Juventa Verlag.

David Finkelhor und Jennifer Dziuba-Leatherman

## Präventionsprogramme in den USA

Evaluationsstudie zu den Erfahrungen und Reaktionen von Kindern

Nachdem sexueller Mißbrauch und andere an Kindern verübte Verbrechen in der USamerikanischen Öffentlichkeit wie auch in Fachkreisen wachsende Besorgnis hervorriefen, begannen Schulen und andere kommunale Einrichtungen in den 80er Jahren, Programme zu entwickeln und einzuführen, die den Kindern helfen sollten, solchen Mißhandlungen zu entgehen bzw. offen darüber zu sprechen. Ganz neu war dieses Vorhaben allerdings nicht, denn in Kooperation mit der örtlichen Polizei und anderen Sicherheitsorganen boten zahlreiche Schulen und Beratungsstellen bereits seit langem Selbstschutz-Kurse für Kinder an. Neu waren die Programme der 80er Jahre insofern, als sie sich weitgehend auf sexuellen Mißbrauch konzentrierten und modernere, intensivere Methoden einsetzten (Wurtele/Miller-Perrin, 1992).

Obwohl sich diese Programme in Aufbau und Inhalt stark voneinander unterschieden, waren bestimmte grundlegende Ziele nahezu ausnahmslos dieselben: man wollte den Kindern helfen, sexuellen Mißbrauch zu erkennen; sie sollten lernen, sich unerwünschten Annäherungsversuchen mit einem klaren „Nein“ oder auf andere Weise zu entziehen; man wollte ermutigen, Erwachsenen über solche Vorfälle zu berichten, und man wollte ihnen die Angst nehmen, sie könnten womöglich selbst daran schuld sein.

Im Laufe der Zeit fanden diese Programme eine weite Verbreitung. Systematisch ausgewertet wurden sie allerdings nicht. Das lag jedoch nicht an mangelndem Forschungsinteresse. Die landesweite Einführung präventiver Maßnahmen schuf im Gegenteil einen fruchtbaren Nährboden für einschlägige Forschungsprojekte. Seit 1984 wurden zahlreiche Evaluationsstudien vorgelegt. Solche Untersuchungen können in kleinerem Rahmen durchgeführt werden und erfordern nur geringen Finanzierungsaufwand. Nicht zuletzt deshalb fand zum Problem der Kindesmißhandlung und -vernachlässigung kein Thema so viel Forschungsinteresse wie die gegen sexuellen Mißbrauch gerichtete Präventionserziehung. Entsprechend schnell wuchs die Zahl der Projekte. In einem früheren Beitrag (Finkelhor/Strapko, 1992)

\* Der vorliegende Beitrag berichtet über ein Forschungsprojekt, dessen Durchführung der Unterstützung von Boy Scouts of America zu danken ist.

haben wir einige Befunde aus der bis dahin vorhandenen Forschungsliteratur zusammengefaßt.

Dabei wurden 23 USamerikanische und zwei kanadische Untersuchungen ausgewertet. Nur ungefähr ein Drittel des — aus ganz unterschiedlichen Gegenden stammenden — Materials war zuvor bereits in einer Fachzeitschrift veröffentlicht worden. Methodisch bestanden erhebliche Unterschiede. Elf Untersuchungen stützten sich auf schriftliche Tests und Fragebögen. Binder/McNiel (1986), Fryer/Kraizer/Miyoski (1987), Leake (1986a), Plummer (1984) und Wurtelle/Miller-Perrin (1981) versuchten, den Wissensstand der Kinder durch Rollenspiele zu ermitteln. Ostbloom/Richardson/Galey (1987) und Wolfe/MacPherson/Blount/Wolfe (1986) arbeiteten mit Parodien, und Kolko/Moser/Litz/Hughes (1987) setzten ebenso wie Ray (1984) Kurzfilme ein. Downer (1986), Kenning/Gallmeier/Jackson/Plemmons (1987) und Woods/Dean (1985) benutzten Vignetten. In einem Fall (Fryer et al., 1987) wurde eine spezielle Simulationsmethode, d.h. eine Spielszene verwendet: jedes einzelne Kind (aus dem Kindergarten bzw. der ersten oder zweiten Klasse) wurde in der Eingangshalle der Schule von einem fremden Mann gebeten, mit ihm zusammen aus seinem Auto den Kuchen für die Geburtstagsfeier seiner Tochter zu holen. Für die spätere Auswertung wurden die Szenen mit einer Videokamera gefilmt.

Insgesamt ergab sich aus den Untersuchungen, daß die Kinder durchaus in der Lage gewesen waren, den jeweiligen Programm Inhalt zu verarbeiten. Sie hatten u.a. gelernt, daß Körperkontakt manchmal etwas Schlechtes ist, daß solcher Körperkontakt keineswegs nur mit Fremden vorkommen kann, daß sie das Recht haben, „nein“ zu sagen, und daß sie über solche Vorfälle mit Erwachsenen sprechen sollten. Die besseren Untersuchungen zeigten außerdem, daß die Kinder das Gelernte nicht einfach nur mechanisch wiederholten, sondern sogar in ausgedachten Situationen und Rollenspielen anwenden konnten. Zumindest die simulationsorientierte Studie läßt darüber hinaus den Schluß zu, daß der Lerninhalt auch auf Verhalten in Realsituationen übertragen wird. Die Autoren weisen jedoch — in Übereinstimmung mit anderen — darauf hin, daß neu erworbene Verhaltensmuster (wie z.B. Selbstbehauptung bzw. die Fähigkeit, „nein“ zu sagen) weniger stabil und in geringerem Maß übertragbar sind als neu angeeignete Denkmuster.

Im übrigen entsprachen die Auswertungsergebnisse den Erwartungen: ältere Kinder lernten die Präventionskonzepte besser als jüngere, weil sie selbstverständlich kognitiv weiter entwickelt sind und mit der für Präventionsprogramme typischen Art von Gruppenarbeit bereits mehr Erfahrung haben. Manche Programme sind jedoch offenbar wirksamer als andere. Insoweit muß die Forschung noch vertieft werden. Nach den bisherigen Untersuchungen haben Programme, welche die Kinder (z.B. durch Rollenspiele) aktiv einbeziehen, offenbar mehr Erfolg als solche, die sich eher auf darbietende Vermittlungsformen (Filme, Unterrichtsgespräche) oder individuelles Lernen (Arbeitshefte, Comics) stützen.

Die Untersuchungen lassen ferner sehr deutlich erkennen, daß das Gelernte in gewissen Abständen aufgefrischt werden muß. Mit der Zeit tritt ein

gewisser „Schwund“ ein. Insbesondere solch schwierige, gängigen Vorstellungen kräft entgegenstehende Konzepte, nach denen beispielsweise Täter nahe Verwandte sein können, gehen als erste verloren. Da der Verlust des Gelernten bereits nach ein bis zwei Monaten einsetzt, sollte ihm mindestens einmal jährlich entgegen gearbeitet werden. Unklar bleibt allerdings, wieviele weitere Wiederholungen nötig sind, wenn bereits mehrere Auffrischungen stattgefunden haben. Erst Langzeituntersuchungen werden diese Frage beantworten können.

Aufschlußreich und ermutigend zugleich ist die Feststellung, daß die Programme Gespräche zwischen Kindern und Eltern anregen. Selbst wenn keine spezielle Elternschulung angeboten wird, sprechen viele Kinder nach den Kursstunden zu Hause über das Gelernte. Eine der besten Methoden, den Unterrichtserfolg zu sichern, besteht offensichtlich darin, daß die Eltern mit den jeweiligen Inhalten vertraut gemacht und in die Lage versetzt werden, mit ihren Kindern zu üben.

Das vielleicht bedeutsamste Ergebnis des gesamten Präventions, „experiment“ wird in der Literatur seltenerweise nur am Rande erwähnt: präventive Erziehung bewirkt, daß die Kinder über bereits erlittene Mißhandlungen sprechen. Die Programmbetreuer/innen berichteten übereinstimmend, daß sie nach den Kursstunden von vielen betroffenen Kindern angesprochen wurden. Bei den meisten Programmen mußten sogar besondere Verfahrensweisen eingeführt werden, damit man sich der Vielzahl der aufgedeckten Fälle annehmen konnte.

Daß Präventionsprogramme die Mitteilungsbereitschaft betroffener Kinder erhöhen, wird in der Literatur zwar allgemein bestätigt, aber selten näher ausgeführt. Bislang ist nicht systematisch untersucht worden, wie hoch der Prozentsatz der aussagewilligen Kinder liegt, was sie berichten, wie alt sie sind, welche Schulen sie besuchen, und inwieweit ihre Berichte mit der Art des jeweiligen Programms zusammenhängen. In einem Fall (Kolko et al., 1987) berichteten ungefähr 7 1/2 % der am Programm beteiligten Kinder während der anschließenden sechs Monate von einem Mißbrauchserlebnis. Einer anderen Untersuchung zufolge (Beland, 1986) verdoppelte sich die Zahl der mitgeteilten Vorfälle an den Schulen, an denen Präventionsprogramme durchgeführt wurden. Das sind ermutigende Befunde, die die Beobachtungen der Programmbetreuer/innen bestätigen. Man wird jedoch noch sehr vielen weiteren Einzelheiten nachgehen müssen, um einerseits den Betreuern eine vergleichende Einschätzung ihres jeweiligen Programms ermöglichen und andererseits den generellen Einfluß der Präventionserziehung bestimmen zu können.

# 1. Präventive Erziehung in den USA – Ergebnisse einer Evaluationsstudie

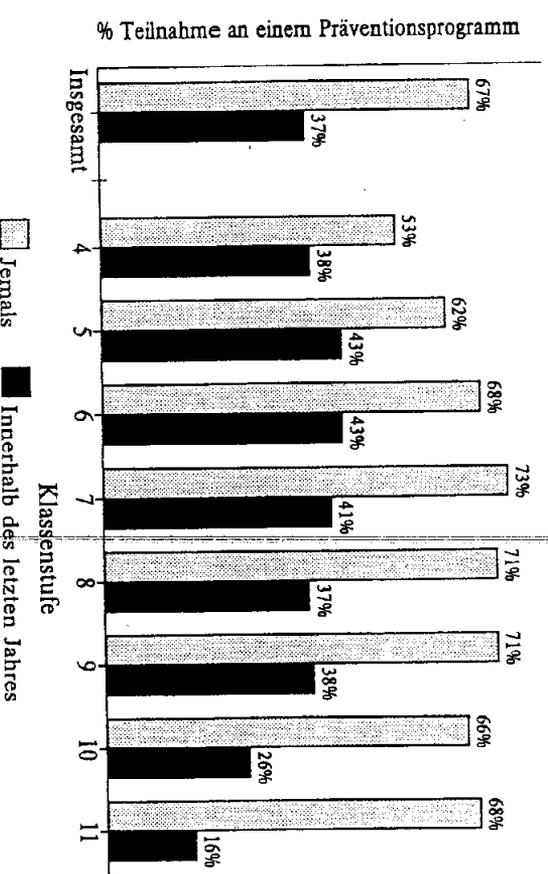
Über die Art der angebotenen Präventionsprogramme, ihre Wirkungen und die Anzahl der einbezogenen USamerikanischen Kinder schwiege sich die Forschungsliteratur aus. Um diese Informationslücke zu schließen, führten wir eine breit angelegte Vergleichsuntersuchung USamerikanischer Präventionsprogramme durch. Unsere telefonische Befragung erfaßte eine für die USA insgesamt repräsentative Stichprobe von 2000 Kindern zwischen 10 und 16 Jahren und ihre Erziehungsberechtigten. Die Interviews dauerten zwischen 20 Minuten und einer Stunde. Näheres zur Methodik ist im Anhang zusammengestellt.

## 1.1 Angebotsstreuung

Nach eigenen Angaben hatten insgesamt 67% (60%-74%,  $p < .05$ ) der befragten Kinder irgendwann und 37% (30%-44%,  $p < .05$ ) vor weniger als einem Jahr an einem schulischen Präventionsprogramm teilgenommen. Das spricht für eine beachtliche Angebotsbreite und zeigt in Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen (Breen/Daro/Romano, 1991), daß sich in den letzten Jahren sehr viele Schulen der Präventionserziehung zugewandt haben.

Innerhalb der zurückliegenden zwölf Monate hatten am häufigsten die jüngeren (insb. aus der 5./6. Klasse) und am seltensten die ältesten Kinder an einem Präventionsprogramm teilgenommen (s. Abb. 1). Die Schulen konzentrieren ihre Bemühungen offenbar auf die Primarstufe und folgen damit der Auffassung zahlreicher Präventionspädagogen.

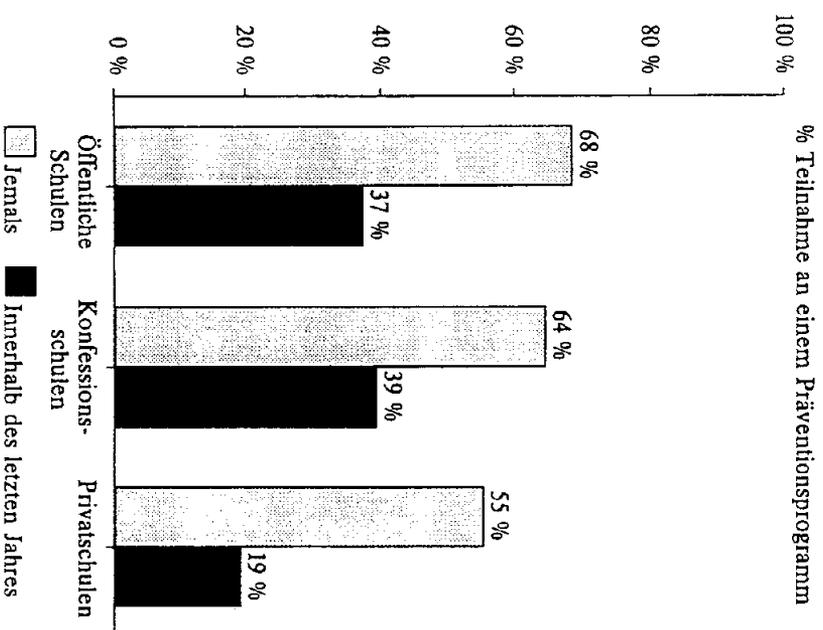
Abbildung 1: Angebotsstreuung



Andererseits gaben nur wenige Kinder an, bereits während der ersten drei Schuljahre an einem Präventionsprogramm teilgenommen zu haben. Die meisten Programme scheinen demnach später einzusetzen als viele Präventionspädagogen empfehlen. Zudem handelt es sich offenbar um eine noch relativ neue Ergänzung des Curriculums: der Prozentsatz der Kinder, die nach eigenen Angaben bereits irgendwann an einem Präventionsprogramm teilgenommen hatten, erreichte in Klasse 7 den Höchstwert und ging mit weiter steigendem Alter zurück. Die Mehrzahl der älteren Kinder war in der Primarstufe anscheinend nie mit einem Präventionsprogramm in Berührung gekommen.

Die demographischen Daten zeigen eine außerordentlich ausgewogene Angebotsverteilung, bei der regionale Faktoren, Rassenmerkmale oder sozioökonomische Bedingungen keine Rolle spielten. Lediglich der Schultyp hatte einen gewissen Einfluß. Kinder, die private Gemeinschaftsschulen besuchten (insg. 5% der Schülerschaft), hatten erheblich seltener – d.h. im vorangegangenen Jahr nur zu 19% – an einem Präventionsprogramm teilgenommen als Kinder aus staatlichen oder konfessionellen Schulen (Abb. 2). Insofern führen anscheinend zwei ganz unterschiedliche Sichtweisen zum

Abbildung 2: Angebotsstreuung in Hinblick auf Schultyp



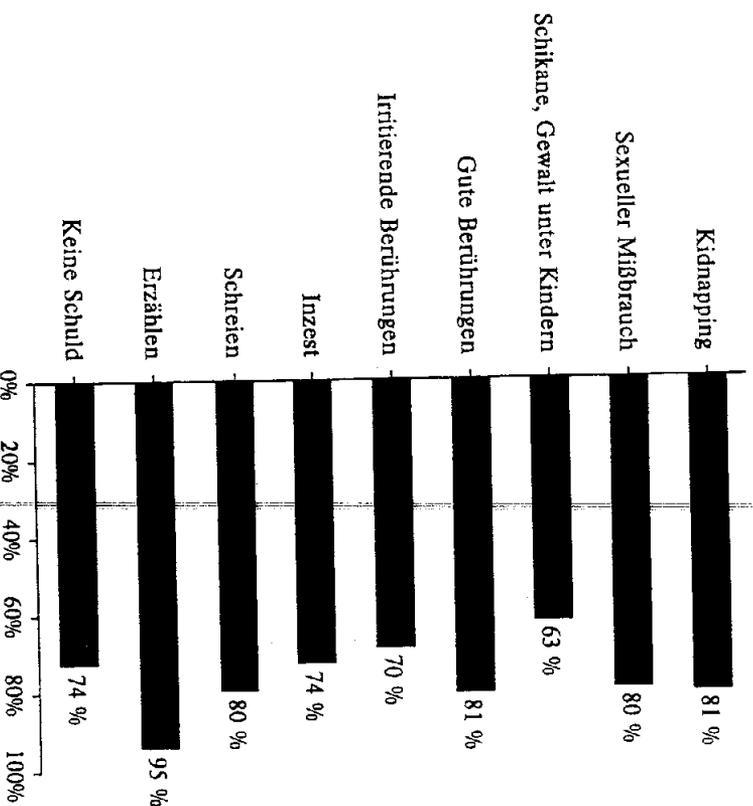
selben Ergebnis: an Eliteschulen wählten sich Eltern und Lehrer weit entfernt von allen Gefahren des Kindesmissbrauchs, und an konservativen Privatschulen vertritt die Elternschaft zumeist die Auffassung, daß bestimmte Themen nicht in den Lehrplan gehören, weil sie zu sehr praxisorientiert oder der häuslichen Erziehung vorbehalten seien.

Eine kleine Gruppe (4%) gab an, einen außerschulischen – zumeist kirchlichen – Präventionskurs besucht zu haben. In der Regel hatten diese Kinder aber außerdem auch an einem schulischen Präventionsprogramm teilgenommen. Lediglich 1% der befragten Kinder hatte ausschließlich nicht-schulische Angebote wahrgenommen. Die Untersuchungsbefunde beziehen sich daher so gut wie ausschließlich auf schulorientierte Programme.

### 1.2 Inhaltliche Aspekte

Ein beträchtlicher Teil unserer Fragen betraf den Inhalt des besuchten (bzw. des am besten im Gedächtnis verbliebenen) Programms. Nach Auskunft der Kinder behandeln die meisten Programme genau die auch in der Fachliteratur vorgeschlagenen Themen: sie befassen sich u.a. mit inner- und außermilitären sexuellen Mißbrauch, mit der „Berührungs-Skala“ und mit Techni-

Abbildung 3: Programminhalte

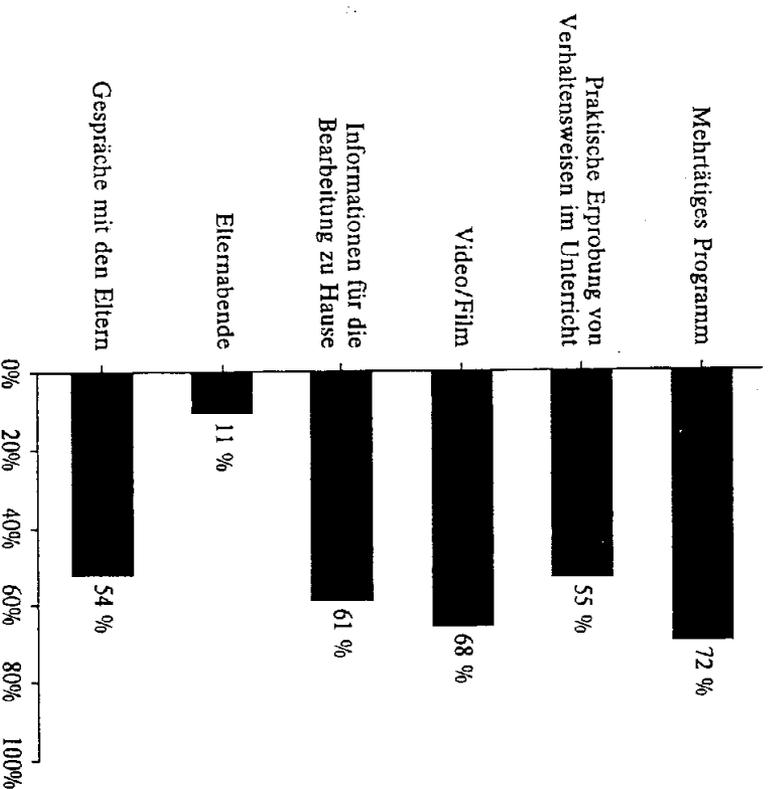


ken der Mißbrauchsabwehr; sie fordern die Kinder auf, Erwachsene ins Vertrauen zu ziehen, und sie betonen, daß ein Kind niemals aus eigenem Verstand mißbraucht wird (Abb. 3).

Ein häufiges bzw. den Kindern besonders gewärtiges Präventionsthema war der dringende Rat, „Erwachsene einzuweisen“. Auch „sexueller Mißbrauch“ und „Kindesentführung“ gehörten zu den meist erwähnten Themenbereichen. Über Schikane und Gewalt unter Kindern hingegen scheinen sich die Programme nahezu auszuscheiden, wiewohl andere Daten der Befragung eindeutig zeigen, daß eines der größten Probleme für die Kinder darin bestand, von Gleichaltrigen schikaniert oder verprügelt zu werden.

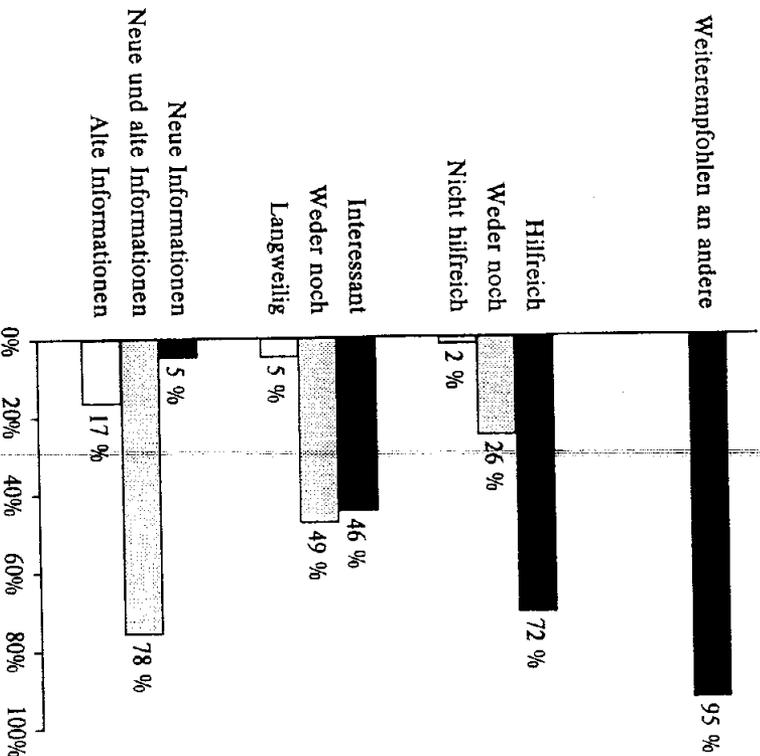
In einigen Programmen wechselt der Inhalt je nach Alter der Kinder. „Sexueller Mißbrauch“ und „sexueller Mißbrauch in der Familie“ wurden als Programmt Themen erst von den älteren Kindern mit einer gewissen Regelmäßigkeit erwähnt. Manche Schulen befürchten offenbar, die Eingangsklassen mit solchen Fragen zu überfordern. Kindesentführung wiederum wird offenbar bevorzugt im Elementarbereich behandelt, da man zumeist (irrtümlich – vgl. Finkelhor/Hotelling/Selak, 1990) unterstellt, daß kleinere Kinder besonders entführungsgefährdet seien.

Abbildung 4: Charakteristika der Programme



Die Präventionserziehung geht davon aus, daß effektiver gelernt wird, wenn sich das Programmangebot über einen längeren Zeitraum erstreckt, wenn die Kinder Gelegenheit zur praktischen Anwendung haben, und wenn die Eltern so einbezogen werden, daß sie zu Hause mit ihren Kindern üben können. 72% der befragten Kinder hatten an einem mehrtägigen Kurs teilgenommen; nahezu ein Drittel gab an, daß das Programm mehrere Wochen gedauert habe (Abb.4). Gut die Hälfte der Kinder, die an einem Programm teilgenommen hatten, erinnerte sich daran, daß die praktische Anwendung im Unterricht selbst stattfand. Nur ungefähr jedes zehnte Kind berichtete hingegen, daß die Eltern im Rahmen des Programms zu einer Informationsveranstaltung eingeladen worden seien (Kinder, die an solchen Veranstaltungen nicht selbst teilgenommen haben, können darüber allerdings u.U. keine verlässliche Auskunft geben). Gleichwohl hatte die Mehrheit der Kinder zu Hause mit den Eltern oder anderen Bezugspersonen über das Gelernte gesprochen. Konfessionelle Schulen waren bemerkenswerterweise am ehesten geneigt, Elternabende zu veranstalten. Die jüngeren Kinder hatten nicht nur im Unterricht mehr Übungsmöglichkeiten gehabt, sondern auch fast doppelt so häufig wie die älteren zu Hause über Programmatmenen diskutiert.

Abbildung 5: Die Bewertung der Programme durch die Kinder

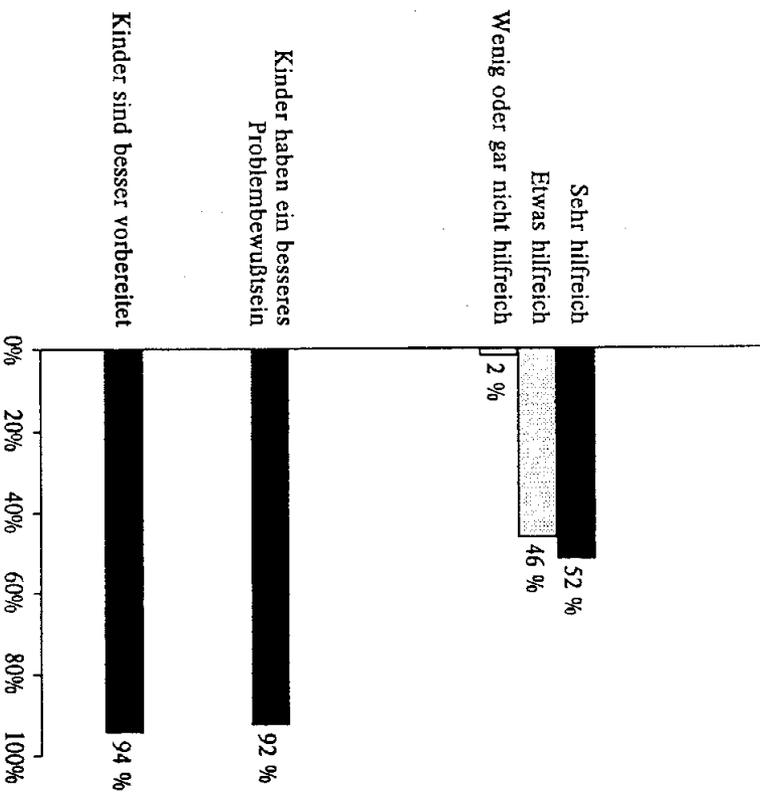


### 1.3 Bewertung

Insgesamt wurden die Präventionsprogramme ausgesprochen positiv bewertet (Abb.5). Fast alle Kinder (95%) wollten das Programm, an dem sie teilgenommen hatten, anderen Kindern weiterempfehlen. Beinahe 3/4 der Kinder (72%) empfanden das Gelernte als hilfreich; 2% vertraten die gegen-tellige Auffassung, und 26% der Antworten lagen zwischen „hilfreich“ und „nicht hilfreich“. Knapp die Hälfte (46%) fand das jeweilige Programm inter-essant, 5% hatten sich langweilig und 49% vergaben eine Bewertung zwi-schen „interessant“ und „langweilig“. 17% der Kinder gaben an, durch das Programm nichts neues gelernt zu haben; 5% hatten von den Programmin-halten noch kaum etwas gewußt, und für 78% wurde teils Bekanntes und teils Unbekanntes geboten.

Auch die Eltern äußerten sich insgesamt positiv (Abb.6). So gut wie alle fan-den die Programme entweder hilfreich (46%) oder sogar sehr hilfreich (52%). Nach fast einhelliger Meinung bewirken die Programme, daß die Kinder das Problem als solches besser erkennen (92%) und besser in der Lage sind, Gefahrensituationen zu meiden (94%).

Abbildung 6: Die Bewertung der Programme durch die Eltern

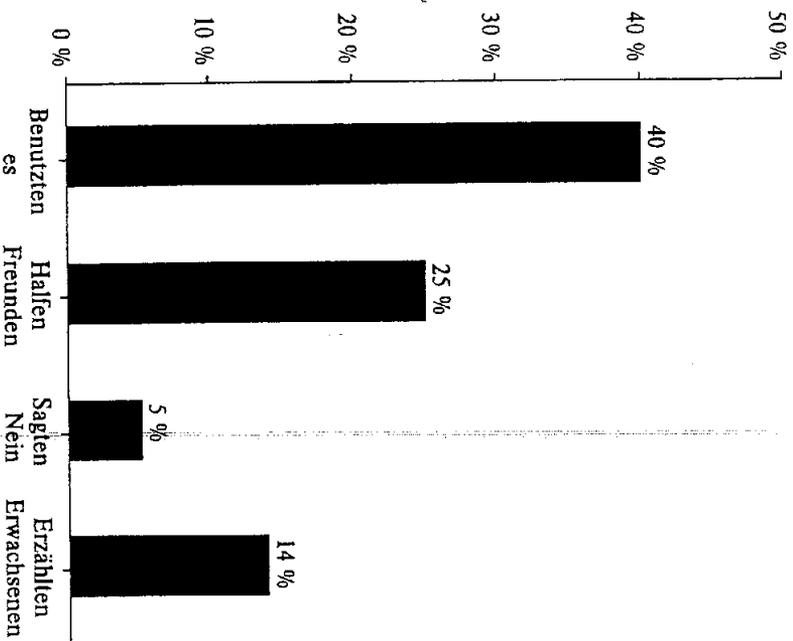


Zwischen der Bewertung der Kinder und der Programmstruktur bestand ein Zusammenhang. Programme, die sich über mehrere Tage erstreckten und/oder Übungsmöglichkeiten boten, wurden eher als hilfreich und interessant betrachtet. Themen wie „sexueller Mißbrauch“, „Schikane und Gewalt unter Kindern“ und „verwirrende Körperkontakte“ wurden am häufigsten in Verbindung mit „interessanten“ Programmen genannt; mit „hilfreichen“ Programmen standen alle Themen in positiver Beziehung. Programme, in denen auch Informationsmaterialien für Eltern verteilt und/oder Gespräche mit den Eltern angeregt wurden, erschienen den Kindern mit größerer Wahrscheinlichkeit sowohl hilfreich als auch interessant.

### 1.4 Praktischer Nutzen

Zusätzlich zur Einschätzung der Programme wurden die Kinder auch gefragt, ob sie sich an Situationen erinnern könnten, in denen bestimmte Programminhalte für sie von konkretem Nutzen waren (Abb. 7). 40% bejahten und nannten als Beispiele u.a., daß es ihnen gelungen war, sich aus einer Prügelei zu befreien oder einem verdächtigen Fremden zu entkommen. Ein Viertel hatte die Kenntnisse verwendet, um einem Freund bzw. einer Freundin zu helfen.

Abbildung 7: Praktischer Nutzen für die Kinder aus den Programmen



Ein Viertel zu helfen, 5% berichteten, daß sie irgendwann in eine Situation geraten waren, in der sie zu einem Erwachsenen „nein“ sagen mußten, und dabei an den Kurs gedacht hatten. 14% erinnerten sich an einen bestimmten Vorfall, den sie einem Erwachsenen erzählt hatten, weil ihnen ebendies im Kurs nahegelegt worden war.

Solche Befunde lassen den Nutzen von Präventionsprogrammen zwar in erfreulichem Licht erscheinen, sagen aber selbstverständlich nichts darüber aus, ob sich die Kinder nicht auch ohne jedes Kursangebot ganz ähnlich verhalten hätten. Allerdings kam es bei Kindern, die bestimmte Kenntnisse im Rahmen eines Programms erworben hatten, häufiger dazu, daß diese Kenntnisse auch angewendet wurden. Kinder, die z.B. im Unterricht Übungsmöglichkeiten gehabt hatten, gaben häufiger an, daß sie in der Lage gewesen waren, die betreffenden Techniken auch in einer Realituation einzusetzen, „nein“ zu einem Erwachsenen zu sagen, sich jemandem anzuvertrauen oder einem Freund bzw. einer Freundin zu helfen. Auch Programme, die sich über mehrere Tage erstreckten und/oder Informationsmaterialien für Eltern zur Verfügung stellten, führten – ebenfalls in Übereinstimmung mit den Annahmen der Präventionserziehung – häufiger zu praktischen Anwendungen. Die Kinder, die das Gelernte am häufigsten praktisch einsetzten, waren diejenigen, die die Programmt Themen mit ihren Eltern besprochen hatten.

Zu den praxiswirksamsten Programmangeboten gehörte erstaunlicherweise das Thema „Gewalt und Schikane unter Kindern“. Dieses Thema wurde zwar eher selten behandelt; wenn es jedoch vorkam, gaben die Kinder häufiger an, Programminhalte konkret verwendet zu haben. Aus anderen Teilen des Interviews und auch aus anderen Untersuchungen geht hervor, daß Schikanen und Gewalt durch andere Kinder die häufigste Bedrohung sind, mit der sich Kinder auseinandersetzen müssen. Programme, die sich diesem brennenden Problem zuwenden, haben offenbar größeren praktischen Nutzen.

Einige andere Themen hingegen scheinen in dieser Hinsicht nur wenig Einfluß zu haben. Ob ein Programm z.B. dazu anhielt, Erwachsene ins Vertrauen zu ziehen, spielte kaum eine Rolle. Kinder, die solchermassen instruiert worden waren, wandten sich nicht häufiger an Erwachsene als andere und machten auch ansonsten keinen Gebrauch von dieser Programminformation. Wahrscheinlich erhalten Kinder solche Instruktionen so oft und von so vielen Seiten, daß es auf eine Mahnung mehr oder weniger schlicht nicht ankommt.

Wer das jeweilige Präventionsprogramm betreute, war ebenfalls unwichtig. In der Fachliteratur wird allerdings oft diskutiert, ob die Programmleitung vorzugsweise bei einem „vertrauten Gesicht“ aus dem Lehrerkollegium oder bei speziell ausgebildeten, einschlägig erfahrenen Präventionsexperten liegen sollte. Die Kinder berichteten, daß die schulischen Angebote knapp zur Hälfte (46%) ausschließlich von Lehrern bzw. Lehrerinnen betreut worden waren. An ca. einem Drittel der Programme (37%) waren Polizeibeamte beteiligt und an ca. einem Viertel (27%) sonstige außerschulische Lehrkräfte. Für die Bewertung der Programme war die Person des Betreuers ebensowe-

nig von Bedeutung wie bei der Frage, inwieweit die Kinder das Gelernte praktisch nutzen konnten. Die berufliche Position der Programmleiter gibt über ihr pädagogisches Geschick und ihre fachliche Kompetenz allerdings nicht ohne weiteres Auskunft. Die von den Kindern erwähnten außerschulischen Trainer waren nicht unbedingt einschlägig qualifiziert. Die vorliegenden Befunde decken sich jedoch mit anderen Forschungsergebnissen (Hazard/Kleemeier/Webb, 1990), die der Unterscheidung zwischen schulischem und außerschulischem Betreuungspersonal ebenfalls wenig Bedeutung beimessen.

### 1.5 Ethnische, soziale, geschlechts- und altersbedingte Unterschiede

Für die Ergebnisse waren jedoch nicht nur die Programminhalte, sondern auch bestimmte Merkmale der Kinder und ihrer Familien von Belang. Nicht alle Kinder kamen zu einer gleichermaßen positiven Einschätzung der Programme, und nicht alle waren gleichermaßen geneigt, das Gelernte auch anzuwenden. Bei der Frage, welche Kinder die Programme am besten bewerteten, zeigte sich ein teilweise erwartetes, teilweise aber auch überraschendes Bild. Erwartungsgemäß hielten Mädchen die Programme insgesamt für interessanter, hilfreicher und informativer (Abb. 8). Die Jungen äußerten sich insoweit vielleicht deshalb zurückhaltender, weil sie manche Kenntnisse möglicherweise bereits anderweitig erworben hatten. Das geringere Interesse der Jungen kann aber auch auf ein gewisses „Möchtegern-Heidentum“ zurückzuführen sein, wobei noch hinzukommen mag, daß manche Programme vielleicht eher für Mädchen gedacht waren oder

Abbildung 8. Nutzen der Programme nach Geschlecht

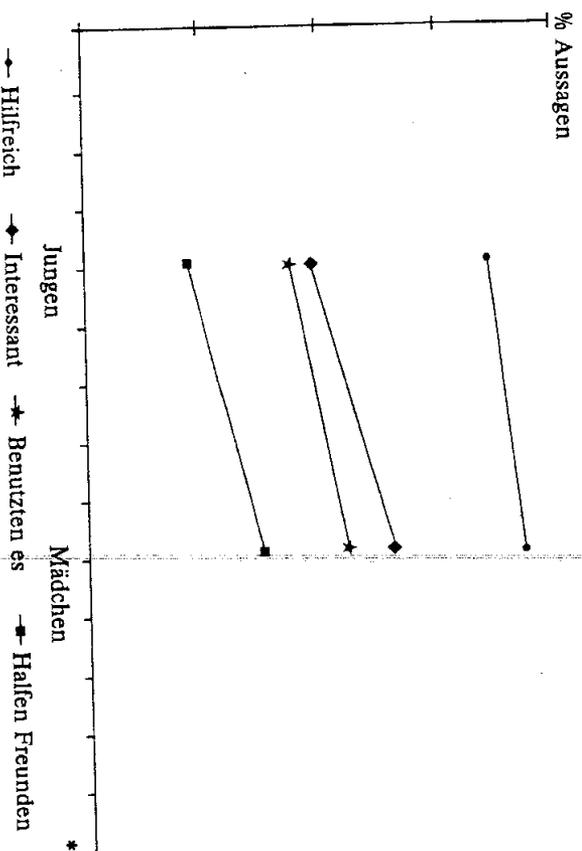
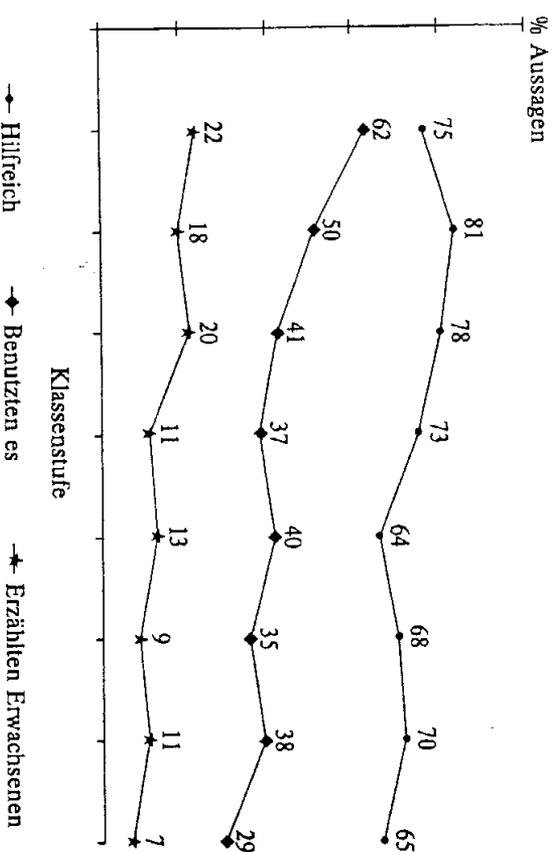


Abbildung 9. Nutzen der Programme nach Klassenstufe



jedenfalls von den Jungen so wahrgenommen wurden. Kleinere Kinder wiederum hielten die Programme für hilfreicher und informativer als ältere (Abb. 9). Älteren Kindern boten die Programme vermutlich weniger Neues, so daß sie sich häufiger als die jüngeren gelangweilt haben mögen.

Mädchen und kleinere Kinder berichteten aber auch häufiger von praktischer Anwendung des Gelernten. Mädchen hatten die erworbenen Kenntnisse häufiger als Jungen (31% vs. 19%,  $p < .001$ ) dazu genutzt, Freundinnen bzw. Freunden zu helfen. Kleinere Kinder hatten das Gelernte häufiger in konkreten Situationen eingesetzt und infolge des Kurses häufiger den Rat Erwachsener gesucht. Vielleicht sind Mädchen von Natur aus hilfsbereiter, und vielleicht fiel es den Jungen schwerer, zuzugeben, daß sie zum Thema „Selbstschutz“ noch etwas lernen können; es mag jedoch auch sein, daß die Programme bei Mädchen und kleineren Kindern nachhaltiger präsent geblieben waren.

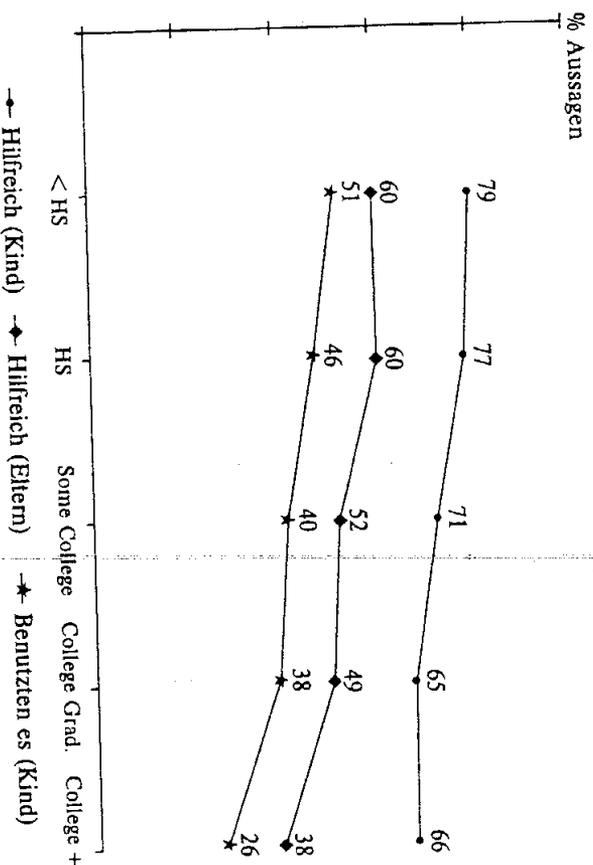
Zu den überraschenden Ergebnissen gehörte, daß schwarze Kinder und Kinder aus Familien mit niedrigem sozio-ökonomischem Status (sös) ebenfalls zu positiveren Bewertungen neigten und ebenfalls häufiger praktischen Nutzen gezogen hatten (Abb. 10 – sös-Kriterium ist hier das Bildungsniveau der Eltern; „niedriger sös“ bedeutet, daß die Eltern keinen High-School-Abschluß erreicht hatten). Kinder schwarzer und/oder schlechter ausgebildeter Eltern hielten die Programme signifikant häufiger für interessant (67% vs. 43%,  $p < .001$ ). Kinder mit Eltern ohne High-School-Abschluß fanden die Programme im Vergleich zu Kindern von College-Absolventen häufiger nützlich (51% vs. 26%,  $p < .001$ ) und häufiger hilfreich (79% vs. 66%,  $p < .01$ ). Mehr Schwarze als Weiße (59% vs. 38%,  $p < .001$ ) und mehr Kinder mit nie-

drigem sös (51% vs. 26%,  $p < .001$ ) gaben an, daß sie das Gelernte in bestimmten Situationen verwendet hatten.

Es mag nahelegend erscheinen, diese Unterschiede darauf zurückzuführen, daß die Programmthemen in der Lebensumwelt schwarzer und/oder statusbenachteiligter Kinder als nützlich und wichtig gelten. Die von den Kindern und ihren Eltern erbetene Einstufung der Gefahreinträchtigkeit des jeweiligen Wohnumfelds trug jedoch bei multivariater statistischer Auswertung zur Erklärung der positiven Programmeneinschätzung der schwarzen und statusbenachteiligten Kinder nichts bei. Als weitere Erklärungsmöglichkeit kam in Betracht, daß die Programme Inhalte vermittelten, von denen schwarze und statusbenachteiligte Kinder zu Hause nichts erfahren. Dies trat jedoch ebenfalls nicht zu. Die schwarzen und statusbenachteiligten Kinder waren ebenso häufig wie andere Kinder von ihren Eltern über sexuellen Mißbrauch aufgeklärt worden. Tatsächlich stellte sich bei der Befragung der Eltern heraus, daß die Eltern mit hohem sös ihre Kinder am spärlichsten informiert hatten.

Denkbar wäre ferner, daß die Programme aufgrund ihrer pädagogischen Ausrichtung bei schwarzen und statusbenachteiligten Kindern einen besonders vorteilhaften Eindruck hinterließen. Während der Unterricht ansonsten auf individualisiertem, konkurrenzbetontem Lernen beruht, bieten die Präventionsprogramme mit ihrem eher praxisbezogenen, medienorientierten und konkreten Techniken vermittelnden Ansatz manchen in den Schulbüchern vielleicht weniger erfolgreichen Kindern möglicherweise einen attraktiveren Gegenpol. Dies könnte zu einer positiveren Einschätzung und zu häufigerer praktischer Anwendung führen.

Abbildung 10: Nutzen der Programme nach dem Ausbildungsgrad der Eltern



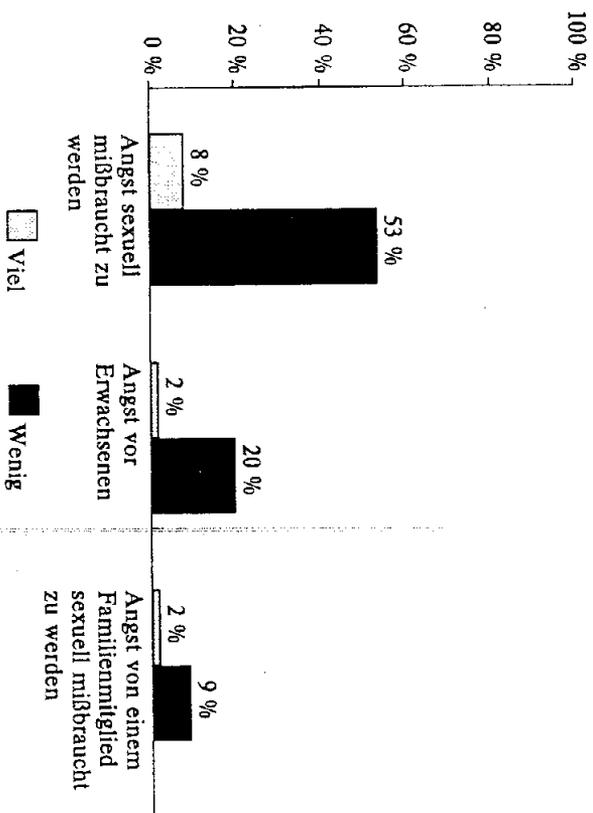
Es waren jedoch nicht nur die statusbenachteiligten Kinder, die den Präventionsprogrammen positiv gegenüberstanden. Auch die Eltern mit niedrigem sös teilten diese Einschätzung (Abb. 10); sie hielten die Programme signifikant häufiger für hilfreich: 60% der Eltern, die lediglich über eine High-School-Ausbildung verfügten, aber nur 38% der Eltern mit College-Abschluß bezeichneten die Programme als „sehr hilfreich“ ( $p < .001$ ). Die Vorstellung, daß vor allem ungebildete Eltern die Präventionsprogramme ablehnten, weil sie darin eine Einmischung in ihre Vorrechte sähen, ist demnach völlig falsch. Die Eltern, die sich von den Programmen am wenigsten beeindruckt zeigten, waren vielmehr die am besten ausgebildeten. Mehr als die Hälfte dieser Eltern (58%) hielten die Programme bestenfalls für „teilweise hilfreich“. Möglicherweise handelt es sich dabei zugleich um die Eltern, die sich am entschiedensten dagegen wenden, daß die Schule Zeit für ihrer Meinung nach „nicht qualifizierende“ Inhalte aufbringt. Vielleicht stehen die besonders gut ausgebildeten Eltern aber auch dem intellektuellen Niveau und dem Effektivitätsanspruch der Präventionsprogramme besonders skeptisch gegenüber.

### 1.6 Unerwünschte Programmwirkungen

Ungedachtet der insgesamt positiven Antworten der befragten Kinder und Eltern und der Bestätigung, daß das Gelernte jedenfalls teilweise auch zur Anwendung gelangt war, fragten wir gesondert nach eventuellen unerwünschten Programmwirkungen. Unsere frühere Sichtung des Forschungsstands (Finkelhor/Strapko, 1992) hatte insoweit Entwarnung signalisiert. Die Mehrzahl der Kinder hatte weder nach eigenen Angaben noch nach den Beobachtungen von Eltern und Lehrern Zeichen von Verängstigung gezeigt. Allerdings waren dabei auch programmspezifische Abweichungen aufgetreten. Eine beträchtliche Minderheit (ein Viertel bzw. ein Drittel) der Kinder, die mit dem Comic „Spiderman“ gearbeitet hatten, war dadurch beunruhigt oder eingeschüchtert worden. Wenn ein Kind für sich allein ein Comic-Hefli liest, können eher Ängste aufkommen als in einer Gruppe, die zusammen mit ihrem erwachsenen Leiter ein Gefühl von Zuversicht und Stärke vermittelt. Die „Spiderman“-Befunde fanden zwar in anderen Untersuchungen keine Bestätigung, zeigen aber dennoch, daß ein gewisses Risiko, manche Kinder zu verängstigen, durchaus gegeben ist und bei der Programmentwicklung unbedingt bedacht werden muß.

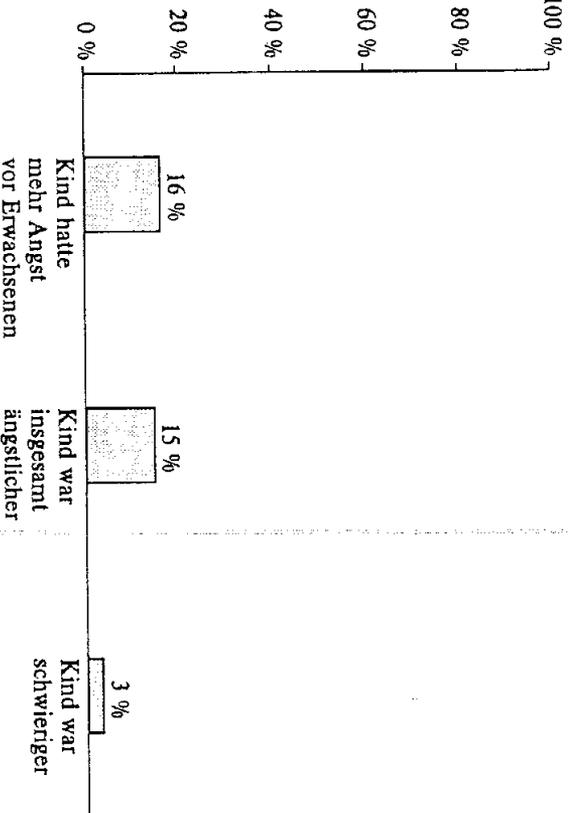
Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung fragten wir die Kinder, ob sie seit dem Präventionsunterricht Angst vor Erwachsenen hätten oder fürchten, selbst mißbraucht zu werden. Die Eltern wurden gefragt, ob seit dem Präventionsunterricht vermehrt Ängste, Befürchtungen oder Erziehungsprobleme aufgetreten seien. Insgesamt hatten aufgrund der Programme 8% der Kinder „große“ und 53% „ein bißchen“ Angst, mißbraucht zu werden (Abb. 11). 2% hatten seit dem Präventionsunterrichts „große“ und 9% „ein bißchen“ Angst, von einem Familienmitglied mißbraucht zu werden. 2% fürchteten sich infolge des jeweiligen Programme „sehr“ und 20% „ein bißchen“ vor Erwachsenen.

Abbildung 11: Angaben der Kinder zu Furcht und Angst



Die Eltern von 16% der Kinder bestätigten, daß sich als Folge des Präventionsunterrichts vermehrte Angst vor Erwachsenen eingestellt hatte; in 15% der Fälle wurde generell erhöhte Ängstlichkeit beobachtet (Abb 12). 3% der Kinder waren nach Angaben ihrer Eltern „schwieriger“ geworden.

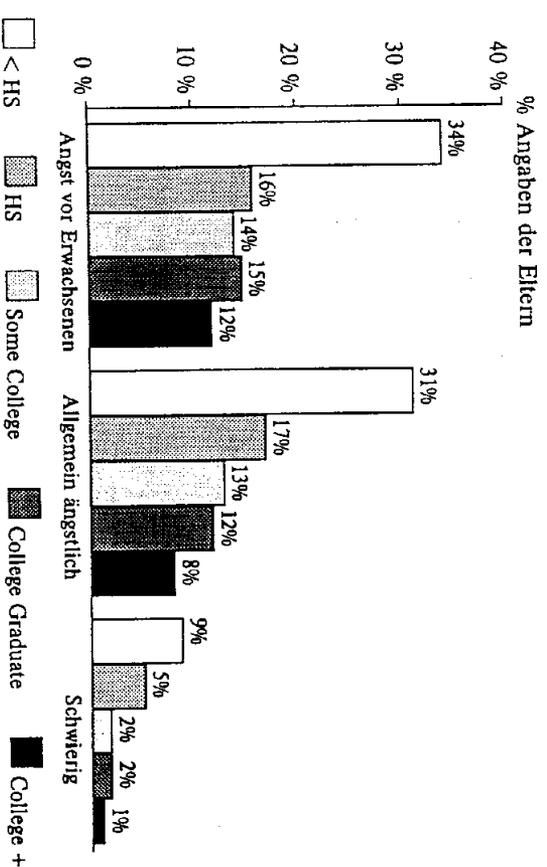
Abbildung 12: Angaben der Eltern zu Furcht, Angst und Erziehungsprobleme



Präventionsprogramme scheinen demnach tatsächlich bei manchen Kindern Ängstgefühle zu verstärken. Dieser Befund läßt jedoch mehrere Interpretationen zu. Ängstgefühle können sich nachteilig auswirken, wenn sie fehl am Platz sind und die Spontanität und Neugier der Kinder blockieren, so daß der Zugang zu wertvollen Erfahrungen versperrt wird. Bei tatsächlicher Gefahr können Ängstgefühle jedoch insbesondere dann vor Schaden bewahren, wenn zugleich die zur Gefahrenbewältigung nötigen Kenntnisse und Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Programme zur Sicherheitsvorsorge haben keineswegs zum Ziel, daß die Gefahren, vor denen sie warnen, jeden Schrecken verlieren. Programme, die z.B. Jugendliche über die Gefahren des Straßenverkehrs aufklären, sollen durchaus auch ein gewisses Maß an Angst vor überhöhter Geschwindigkeit oder Trunkenheitsfahrten aufbauen. Ebenso wenig möchten Präventionsprogramme Mißbrauch und Mißhandlung als angstfreie Sachverhalte hinstellen. Möglicherweise wollten die Kinder, die vermehrte Angst vor Mißbrauch bekundeten, mit dieser Aussage den Interviewern im Grunde mitteilen, daß sie die Präventionsbotschaft wirklich ernstgenommen hatten.

Gegen den Versuch, die aufgetretenen Ängstgefühle sämtlich auf der segensreichen Seite zu verbuchen, spricht allerdings, daß sie ungleich verteilt waren: sie zeigten sich überproportional häufig bei den mutmaßlich gefährdeteren Gruppen, d.h. bei jüngeren, bei schwarzen und bei statusbenachteiligten Kindern. Nach Angaben der Eltern hatten die Präventionsprogramme bei den jüngsten Kindern nahezu dreimal häufiger als bei den ältesten vermehrte Angst vor Erwachsenen ausgelöst (5. Schuljahr: 23%, 11. Schuljahr: 12%,  $p = .067$ ). Den Eltern zufolge war nicht weniger als ein Drittel der Kinder aus den bildungsschwächsten Familien sowohl in bezug auf

Abbildung 13: Angaben der Eltern zu Furcht, Angst und Erziehungsproblemen in bezug auf deren Ausbildungsniveau



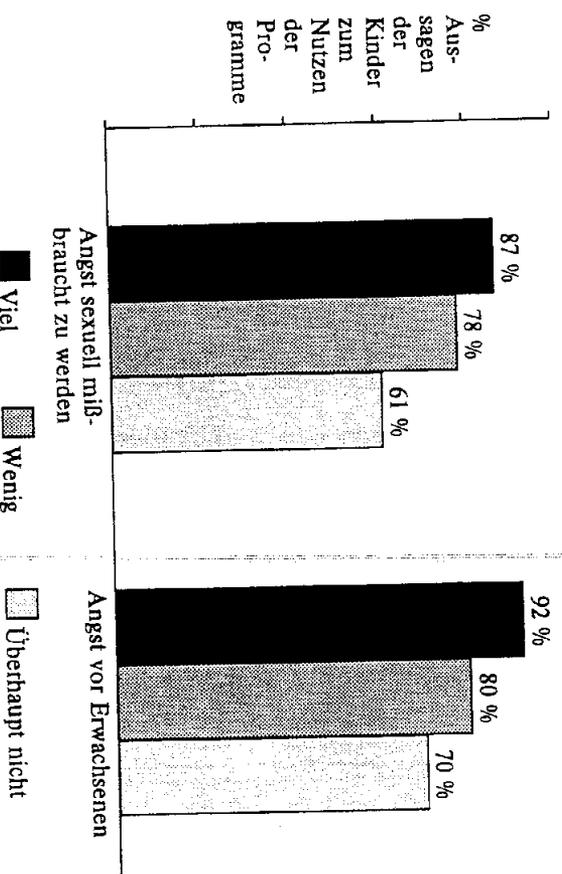
Mißbrauchsgefahren als auch generell ängstlicher geworden, und die Erziehungsprobleme hatten in dieser Gruppe ebenfalls am meisten zugenommen (Abb. 13). Die Kinder aus Familien mit hohem Bildungsstatus fürchteten sich erheblich weniger vor Mißbrauch (12%,  $p < .001$ ) und waren auch allgemein weniger ängstlich (8%,  $P < .001$ ).

Die aus den Beobachtungen der Eltern hervorgegangene unausgeglichene Verteilung der Angstgefühle wurde durch die Angaben der Kinder bestätigt. Jüngere und statusbenachteiligte Kinder berichteten häufiger, daß die Programme ihre Angst vor Mißbrauch verstärkt hätten. Die jüngeren Kinder erklärten darüber hinaus auch häufiger, daß sie sich seit dem Präventionsunterricht vor Erwachsenen fürchteten. Dreimal mehr schwarze als weiße Kinder (21% vs. 6%,  $p < .001$ ) hatten aufgrund des jeweiligen Programms „große“ Angst, mißbraucht zu werden. Der Anteil der schwarzen Kinder, die sich „sehr“ vor Mißbrauch durch ein Familienmitglied fürchteten, lag ebenfalls höher (6% vs. 1%,  $p < .001$ ).

Wiederum war in Betracht zu ziehen, daß es sich bei den gesteigerten Angstgefühlen um eine Art Schutzanpassung der in den meistgefährdeten Gegenständen lebenden Kinder handeln konnte. Das höhere Angstniveau der schwarzen und statusbenachteiligten Kinder ließ sich dadurch jedoch nicht erklären.

Der vielleicht verblüffendste Befund ist in diesem Zusammenhang, daß vermehrte Angstgefühle vorwiegend bei denselben Kindern aufgetreten waren, die zugleich – ebenso wie ihre Eltern – die Programme und deren Nutzen am positivsten bewerteten. So bezeichneten z.B. 92% der Kinder, die als

Abbildung 14: Angaben der Kinder über den Nutzen von Programmen in bezug auf den Grad von Angst und Furcht



Folge des Präventionsunterrichts „große“ Angst vor Erwachsenen empfangen, aber nur 70% der Kinder, die sich „überhaupt nicht“ ängstlicher fühlten, die Programme als hilfreich ( $p < .01$ ; vgl. Abb. 14). Gleiches galt für die Kinder, die sich aufgrund des Kurses „sehr“ davor fürchteten, mißbraucht zu werden; ihnen erschienen die Programme hilfreicher als den Kindern, bei denen solche Befürchtungen kaum oder „überhaupt nicht“ aufgetreten waren ( $p < .001$ ). Bei der multivariaten Analyse erwies sich die Mißbrauchsbeurteilung als bester Prädiktor der Einschätzung, die Programme seien „hilfreich“ gewesen.

Die Kinder, bei denen vermehrt Befürchtungen und Ängste aufgetreten waren, hatten überdies die gelernten Techniken am häufigsten eingesetzt (Abb. 15). 64% der Kinder, die sich aufgrund eines Präventionsprogramms „sehr“ davor fürchteten, mißbraucht zu werden, hatten in einer bestimmten Situation von den erworbenen Kenntnissen Gebrauch gemacht ( $p < .001$ ). Die „sehr“ verängstigten Kinder hatten als Folge des Unterrichts genau doppelt so häufig ein bestimmtes Erlebnis einem Erwachsenen anvertraut. Wenn die Präventionsprogramme jedoch gerade bei den Kindern, die gesteigerte Befürchtungen und Angstgefühle bekundeten, zugleich eindeutig erwünschte Verhaltensweisen angeregt haben, dann ist keineswegs im voraus gewiß, was solche „Befürchtungen und Angstgefühle“ eigentlich bedeuten.

Abbildung 15: Anwendung der Präventionsfertigkeiten durch die Kinder in bezug auf Angst und Furcht

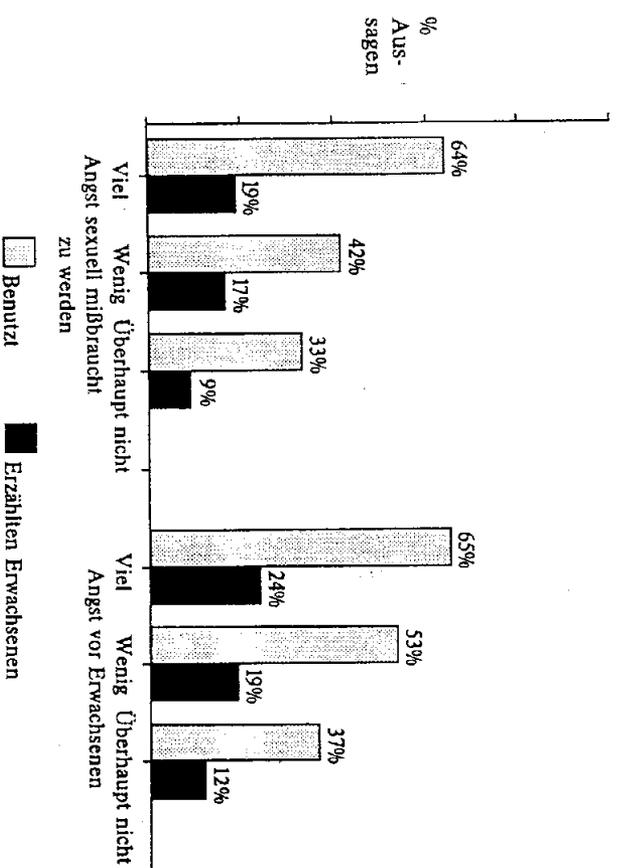
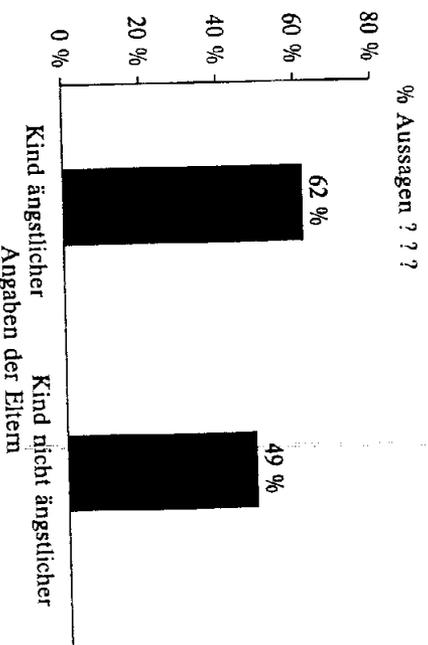


Abbildung 16: Angaben der Eltern zur Brauchbarkeit der Programme in bezug auf die Ängstlichkeit von Kindern



Eine an unsere vorherigen Überlegungen anknüpfende Lesart wäre, daß die betreffenden Kinder und ihre Eltern mit ihren Aussagen über Befürchtungen und Ängste möglicherweise auf einen Erfolg und keineswegs auf unerwünschte Effekte der Präventionsprogramme hinweisen wollten. Dabei ist insbesondere zu beachten, daß gerade die Eltern, die die Programme positiv bewerteten, bei ihren Kindern am häufigsten vermehrte Ängste und Besorgnisse festgestellt hatten (Abb. 16). Die Eltern, die angaben, daß ihre Kinder allgemein ängstlicher geworden waren, hielten die Programme für hilfreicher als die Eltern, denen ein solcher Effekt nicht aufgefallen war (62% vs. 49%,  $p < .05$ ).

Wenn die Programme trotz der wahrgenommenen Auswirkungen positiv bewertet wurden, so geschah dies vielleicht deshalb, weil die betreffenden Eltern auch die gestiegene Angst und Besorgnis positiv bewerteten, d.h. als zusätzlichen Schutz vor Mißbrauch betrachteten. Kritiker, die jede Zunahme von Befürchtungen und Ängsten als unerwünschtes Ergebnis der Präventionserziehung auslegen, sollten jedenfalls nicht außer acht lassen, daß die Eltern der Kinder, bei denen solche Effekte am häufigsten auftraten, den Präventionsunterricht deshalb nicht etwa schlechter, sondern vielmehr umso besser beurteilten.

## 2. Schlußfolgerungen

In den USA wird, den Untersuchungsergebnissen zufolge, die Mehrzahl der Kinder präventionspädagogisch betreut. Die entsprechenden Programme werden von den Kindern und ihren Eltern insgesamt positiv bewertet; insofern bestätigen unsere Befunde frühere Evaluationsstudien zu Einzelprojekten (Hazzard et al., 1990).

Für die Programmentwicklung liefern die Ergebnisse eine Reihe von Hinweisen:

- 1) Präventionsprogramme müssen mehr dafür tun, daß die Kinder die verschiedenen Themen und Konzepte auch mit ihren Eltern besprechen. Unsere Daten zeigen eindeutig, daß die Kinder das Gelernte eher einsetzen, wenn solche Gespräche stattfinden. Die Beteiligung der Eltern wird zwar von vielen Programmen bereits angestrebt, aber nicht so konsequent realisiert wie andere Zielkomponenten.
- 2) Präventionsprogramme müssen sich intensiver mit dem Thema „Gewalt und Schikane von Kindern“ befassen. In diesem Bereich kommt es offensichtlich besonders häufig zur praktischen Anwendung des Gelernten, da insofern wohl bei vielen Kindern ein unmittelbarer Bezug zu ihrem Umfeld gegeben ist. Dennoch wurde das Thema nicht in allen Programmen angesprochen.
- 3) Präventionsprogramme müssen für Jungen und ältere Kinder attraktiver werden. Unsere Daten lassen erkennen, daß Jungen den ihnen angebotenen Präventionsunterricht weniger zu schätzen wußten und die vermittelten Kenntnisse auch seltener nutzten. Dies mag daran liegen, daß die Programme und ihre Betreuer unterschwellig vielleicht mehr auf Mädchen eingehen. Vielleicht sind die Jungen ihrer Subkultur wegen aber auch einfach die schwierigere Adressatengruppe. Sie besser einzubeziehen, sollte der Präventionserziehung in jedem Fall ein Anliegen sein.
- 4) Daß Präventionsprogramme für Kinder von Minderheiten und statusbenachteiligten Gruppen offenbar besonders attraktiv sind, sollte in der pädagogischen Praxis ebenso wie in der Forschung eingehender bedacht und besser genutzt werden. Die positive Reaktion dieser Kinder und Jugendlichen besagt immerhin, daß die Präventionsprogramme Zugang zu einer ansonsten oft nicht leicht erreichbaren Zielgruppe finden. Wenn der Grund dafür ersichtlich wird, könnte dies wiederum helfen, die Programme auch anderen Adressaten näherzubringen.
- 5) Weitere Untersuchungen sind erforderlich, um aufzuklären, was gemeint ist, wenn Eltern und Kinder die Präventionsprogramme als Auslöser vermehrter Ängstgefühle bezeichnen. Da solche Aussagen mit positiven Bewertungen und konkreter Anwendung des Gelernten verbunden waren, lassen sie durchaus nicht ohne weiteres auf unerwünschte Programmeffekte schließen. Soweit unerwünschte Wirkungen tatsächlich eingetreten sein mögen, müßten sie vermutlich mit tiefergehenden und differenzierteren Indikatoren erfaßt werden.

### Erste Unbekannte: Wird Mißbrauch verhindert?

Die entscheidende offene Frage bleibt, ob die Präventionserziehung tatsächlich in der Lage ist, sexuellen Mißbrauch zu verhindern. Die den Programmen zugrundeliegende Theorie ist stimmig, und die nachgewiesenen Lernerfolge geben Anlaß zur Zuversicht — aber ob das Hauptziel der Pro-

gramme erreicht wird, ist letztlich immer noch ungewiß. Zweifel sind leider nicht einmal unbegründet. Ein kürzlich abgeschlossenes Projekt zur Denk- und Vorgehensweise von Tätern zeigte auf, mit welcher Beharrlichkeit und welchem Einfallsreichtum sie Kindern nachstellen (Conte/Wolfe/Smith, 1989). Wenn man die Schläue, die Autorität und die Mittel bedenkt, über die viele Erwachsene verfügen, kann man sich kaum vorstellen, daß ein Kind dagegen ankommen könnte. Zudem wird man nicht unbedingt erwarten dürfen, daß ein Kind im Schrecken der ernsthaften Konfrontation mit einem Täter tatsächlich daran denkt, Präventionstechniken anzuwenden. Wird das Konzept der „unguten Berührung“ im gefühlbetonten Kontakt von Vater und Tochter wirklich gegenwärtig sein? Werden die Warnungen eines Mutters gegenüber den beschwichtigenden Worten eines Vaters oder einer Mutter nicht einfach verblasen? Solche Fragen sind schwer zu beantworten auch von der Forschung.

### *Zweite Unbekannte: Werden die Folgen sexuellen Mißbrauchs gemildert?*

Selbst wenn die präventive Erziehung sexuellen Mißbrauch nicht zu verhindern vermag, könnte sie doch auch anderweitig einen sinnvollen Beitrag leisten. Sie könnte z.B. erreichen, daß Kinder häufiger und früher berichten, was vorgefallen ist. Dieses Ziel hat weithin Zustimmung gefunden und scheint, den bisherigen Forschungsergebnissen zufolge, auch realistisch zu sein. Eine weitere verdienstvolle Aufgabe der Präventionserziehung ist hingegen seltener in Betracht gezogen worden: die Programme könnten auch im Ernstfall helfen, das Trauma des sexuellen Mißbrauchs zu lindern. Eine der schockierendsten Folgen sexuellen Mißbrauchs ist den Erinnerungen von Opfern zufolge das Gefühl, völlig allein zu sein, niemanden über das Problem sprechen zu hören und sich nicht vorstellen zu können, daß andere das selbe erlebt haben. Wenn Kinder immer wieder Gespräche über sexuellen Mißbrauch hören, könnte sich dadurch bei späteren Opfern das Stigmatisierungstrauma abschwächen.

### *Dritte Unbekannte: Mißbrauchsprävention und Sexualität*

Dem Verdacht, daß Präventionsprogramme Angstgefühle oder Scheu gegenüber Erwachsenen hervorrufen könnten, ist die Forschung mit der gebotenen Sorgfalt nachgegangen. Obwohl noch weitere Untersuchungen erforderlich sind, dürfen die bislang vorgelegten Ergebnisse als ermutigend gelten. Eine heiklere Frage ist dagegen, wie sich die Programme auf die sexuelle Entwicklung der Kinder auswirken. Die wenigsten Programme sprechen alle Entwicklung der Sexualität offen an, da diese Themen umstritten sind. Es erscheint jedoch durchaus möglich, daß die Kinder ihre eigenen Schlüsse ziehen. Wenn sie z.B. bereits über sexuelle Erfahrungen mit Gleichaltrigen verfügen („Doktorspiele“ u.ä.), stellt sich die Frage, wie sie dabei die wiederkehrenden Diskussionen über „gute“ und „ungute“ Körperkontakte einordnen, zumal die meisten Präventionsprogramme solche Spiele nicht unbe-

dingt befürworten. Entwickeln sie Schuldgefühle oder verlieren sie die Orientierung? Bei wievielen Kindern entsteht aufgrund eines Präventionsprogramms der Eindruck, sexueller Körperkontakt sei eigentlich immer „schlecht“, gefährlich oder aggressiv? Wie oft sind diese Programme das erste, woran sich die Kinder erinnern, wenn Sexualität später für sie wichtig wird? Tragen die Programme dann zur Ordnung der Gedanken bei, oder stiften sie Verwirrung? Alle diese Fragen haben in der Präventionserziehung bislang kaum mehr Aufmerksamkeit gefunden als in der Forschung.

Sie streifen bereits den Bereich der kindlichen Sexualentwicklung und damit leider eines der am wenigsten erforschten Gebiete der gesamten Sozial- und Humanwissenschaft. Die Vernachlässigung dieses Bereichs ist bedingt durch gesellschaftliche Tabus, durch politische Richtungskämpfe, die es selbst Fachleuten erschweren, mit Kindern über Sexualität zu sprechen, und durch eine gewisse moralische Doppelbödigkeit. So wichtig es auch wäre wenig spricht dafür, daß sich die Präventionsforschung einen Weg bahnt, wo andere den Rückzug angetreten haben. Man sollte jedoch zumindest erwägen, ob sich nicht die eine oder andere Frage formulieren läßt, die herauszufinden erlaubt, inwieweit sich die Programme auf die kindliche Einstellung zur Sexualität auswirken. Die Bedeutung des Themas lohnt den Aufwand.

### 3. Ausblick

Es versteht sich nahezu von selbst, daß die Evaluation von Präventionsprogrammen fortgesetzt und ausgeweitet werden muß. Der Gesamtzusammenhang darf dabei jedoch nicht verlorengehen. Im Bereich der Prävention und Bekämpfung sexuellen Mißbrauchs sind derzeit seitens der Forschung wie seitens der Sozialpolitik nahezu alle Bemühungen darauf gerichtet, den Kindern die vielzitierten Präventionskonzepte zu vermitteln. Es gibt jedoch auch andere Ansätze, die nicht übersehen werden sollten. Prävention muß auch bei Eltern, bei potentiellen Tätern und allgemein bei Erwachsenen ansetzen. Bekanntlich besteht z.B. für Kinder, die ungenügend betreut oder emotional vernachlässigt werden, ein erhöhtes Risiko. Eltern und andere Bezugspersonen können es mindern, und gezielte Programme können dabei helfen. Auf der anderen Seite wird allmählich auch erkennbar, daß das Verhalten der Täter bereits aus der frühen Kindheit herrührt, daß es mit erlittener Mißhandlung zusammenhängt, und daß erst bestimmte Bedingungen aus Phantasievorstellungen Taten entstehen lassen. Prävention bedeutet deshalb auch, eben diese Entwicklung des potentiellen Täters frühzeitig abzufangen. Wir müssen mit unterschiedlichen Methoden von mehreren Seiten zugleich ansetzen, wenn wir alle gesellschaftlichen Ursachen sexuellen Mißbrauchs in Angriff nehmen und dabei eine Chance haben wollen, dieses tief verwurzelte Problem erfolgreich zu bekämpfen.

## Forschungsdesign

Die diskutierten Ergebnisse beruhen auf Telefon-Interviews mit einer für die USA insgesamt repräsentativen Stichprobe von 1042 Jungen und 958 Mädchen zwischen 10 und 16 Jahren sowie deren Erziehungsberechtigten. An Präventionsprogrammen nehmen zwar häufig auch Kinder unter 10 Jahren teil, wir waren jedoch der Meinung, daß Interviews mit jüngeren Kindern schwierig zu führen und mit den vorgesehenen Methoden auch schwierig auszuwerten sein würden.

In zufälliger Anruf-Folge wurde bei einer Stichprobe von Haushalten zunächst nachgefragt, ob Kinder der gesuchten Altersgruppe vorhanden waren. Die Interviewer stellten der jeweiligen Hauptbezugsperson einige Fragen zur Prävention von sexuellem Kindesmißbrauch und erläuterten den Zweck der Untersuchung. Anschließend wurde um Erlaubnis gebeten, das Kind befragen zu dürfen. Auch den Kindern wurde der Untersuchungszweck erklärt. Wenn sie ihre Zustimmung gaben, begann das Interview, das 30 bis 60 Minuten dauerte.

Die Beteiligung der angesprochenen Erwachsenen betrug 88%, von den in die Altersgruppe fallenden Kindern dieser Haushalte beteiligten sich 85%. Diese Quoten dürften als sehr beachtlich gelten, wenn man berücksichtigt, daß Kinder befragt wurden, daß das Gespräch ein eher sensibles Thema betraf, daß nicht wenig Zeit in Anspruch genommen wurde, und daß jeweils das Einverständnis von zwei Personen erforderlich war. Die Verweigerungen gingen etwa zur Hälfte von Erziehungsberechtigten aus, die nicht wünschten, daß ihre Kinder befragt wurden, und zur Hälfte von Kindern, die ihrerseits nicht interviewt werden wollten.

Das Telefon-Interview ist als Methode der Befragung von Kindern und Jugendlichen möglicherweise unterschätzt worden. Im Alter von 10 bis 16 Jahren verbringen Kinder sehr viel Zeit damit, Freunde oder Freundinnen anzurufen, wobei häufig über persönliche Dinge gesprochen wird. Am Telefon haben Kinder die eventuell kritische Gesprächssituation zudem in hohem Maß unter Kontrolle. Wenn sie das anonyme Interview beenden möchten, brauchen sie einfach nur den Hörer aufzulegen; säße ihnen der Gesprächspartner gegenüber, wäre ein entsprechender Schritt sehr viel schwieriger.

Bei der Nachbesprechung bezeichneten zwei Drittel der Kinder und Jugendlichen die Interviewsituation als angenehm. Nur 5% hatten sie in unguter Erinnerung. Die übrigen mochten sich nicht festlegen. Obwohl wir die Gesprächspartner(innen) u.a. gefragt hatten, ob sie selbst schon sexuell oder anderweitig mißbraucht worden waren, gaben nur 39% an, daß das Interview sie manchmal aufgeregt habe.

In der endgültigen Stichprobe waren ca. 10% Schwarze, 7% Hispanos und 3% andere (asiatische, indische) Minderheiten vertreten; sie entsprach damit dem für die entsprechende Altersgruppe verwendeten USamerikanischen

Zensus-Schlüssel. 14% der Haushalte verfügten über ein Jahreseinkommen von weniger als 20000 \$. 15% der Kinder lebten bei einem alleinerziehenden und 13% bei einem wiederverheirateten Elternteil; 3% wuchsen nicht bei ihren Eltern auf. Die Fehlergrenze der angegebenen Häufigkeitswerte liegt bei ca.  $\pm 3\%$ .

## Literatur

- Beland, K. (1986): Prevention of child sexual victimization: A school-based statewide prevention model. Seattle, WA: Committee For Children.
- Binder, R./McNiel, D. (1986): Evaluation of a school-based sexual prevention program: Cognitive and emotional effects. Paper presented at the 1986 Annual Meeting of the American Psychiatric Association, Washington, DC.
- Breen, M./Daro, D./Romano, N. (1991): Prevention Services and Child Abuse: A Comparison of Services Availability in the Nation and Michigan. Paper presented at the National Committee for Prevention of Child Abuse, Chicago, IL.
- Conte, J./Wolfe, S./Smith, T. (1989): What sexual offenders tell us about prevention strategies. *Child Abuse and Neglect*, 13, 293-301.
- Downer, A. (1986): Evaluation of „Talking About Touching“. Seattle, WA: Committee for Children.
- Finkelhor, D./Hotelling, G.T./Sediak, A. (1990): Missing, abducted, runaway and throwaway children in America: First report. Washington, DC: Juvenile Justice Clearinghouse.
- Finkelhor, D./Strapko, N. (1992): Sexual abuse prevention education: A review of evaluation studies. In: D.J. Willis/E.W. Holden/M. Rosenberg (Eds.): *Child Abuse Prevention* (pp. 150-167). New York, NY: Wiley.
- Fryer, G./Kraizer, S./Miyoski, T. (1987): Measuring actual reduction of risk to child abuse: A new approach. *Child Abuse and Neglect*, 11, 173-179.
- Hazzard, A.P./Kleemeier, C.P./Webb, C. (1990): Teacher versus expert presentations of sexual abuse prevention programs. *Journal of Interpersonal Violence*, 5, 23-36.
- Kenning, M./Gallmeier, T./Jackson, T./Plemmons, S. (1987): Evaluation of child sexual abuse prevention programs: A summary of two studies. Paper presented at the National Conference on Family Violence, Durham, NH: University of New Hampshire.
- Kolko, D./Moser, J./Litz, J./Hughes, J. (1987): Promoting awareness and prevention of child sexual victimization using the Red Flag/Green Flag program: An evaluation with follow-up. *Journal of Family Violence*, 2 (1), 11-35.
- Leake, H. (1986a): A study to determine the effectiveness of the child assault prevention program in teaching children to recognize and avoid child sexual abuse and assault. San Joaquin, CA: Sexual Assault Center of San Joaquin.
- Ostboorn, N./Richardson, B./Galey, M. (1987): Sexual abuse prevention projects. Des Moines, IA: National Committee for Prevention of Child Abuse, Iowa Chapter.
- Plummer, C. (1984): Preventing sexual abuse: What in-school programs teach children. Durham, NH: University of New Hampshire.
- Ray, J. (1984): Evaluation of the child sex abuse prevention project. Spokane, WA: Rape Crisis Network.
- Wolfe, D./MacPherson, T./Blount, R./Wolfe, V. (1986): Evaluation of a brief intervention for educating school children in awareness of physical and sexual abuse. *Child Abuse & Neglect*, 10, 85-92.
- Woods, S./Dean, K. (1985): Evaluating sexual abuse prevention strategies. Paper presented at the 7th National Conference on Child Abuse & Neglect. Chicago, IL.

- Wurtele, S./Miller-Perrin, C. (1981): An evaluation of side effects associated with participation in a child sexual abuse prevention program. *Journal of School Health, 57, 228-231.*
- Wurtele, S.K./Miller-Perrin, C.L. (1992): Preventing child sexual abuse: sharing the responsibility. Lincoln, NE: University of Nebraska Press.

*Übersetzung aus dem Englischen von Karl-Rudolf Höhn*